

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

7. Babel und Bibel von Prof. Delitzsch

aus im Februar 1811, „habe ich den ganzen Sommer mit mir herumgetragen und er hat mich oft selbig gemacht. Wenn ich Ihnen auch nicht so oft schreibe und Sie gar nichts von mir sehen, so schreibe ich Ihnen tausendmal tausend Briefe in Gedanken.“ Diese Stelle mag zur Charakterisierung des Eindrucks, den Bettina auf Beethoven gemacht hat, genügen. Wie er über die Umgebung, in der sie lebte, dachte, dafür mag noch die folgende Stelle angeführt sein: „Wie Sie sich in Berlin in Ansehung des Weltgeschmeißes finden, könnte ich mir nicht denken, wenn ich's nicht von Ihnen gelesen hätte. Vieles Schwätzen über die Kunst ohne Taten!“ Nun aber zu dem Thema Beethoven und Göthe! Im August 1812 hatten sich beide in Teplitz beim Kurgebrauch zusammengefunden und von dort schrieb Beethoven an Bettina unter anderem das Folgende: „Könige und Fürsten können wohl Professoren machen und Geheimräte, und Titel und Orden umhängen, aber große Menschen können sie nicht machen, Geister, die über das Weltgeschmeiß emporragen, das müssen sie wohl bleiben lassen zu machen und damit muß man sie in Respekt halten; wenn so zwei zusammen kommen, wie ich und der Göthe, da müssen diese Herren merken, was bei uns einem als groß gelten kann. Wir begegneten gestern auf dem Heimweg der ganzen kaiserlichen Familie. Wir sahen sie von weitem kommen und der Goethe machte sich von mir los, um sich an die Seite zu stellen; ich mochte sagen, was ich wollte, ich konnte ihn keinen Schritt weiter bringen, ich drückte meinen Hut auf den Kopf, knöpfte meinen Oberrock zu und ging mit untergeschlagenen Armen mitten durch den dicksten Haufen — Fürsten und Schranzen haben Spalier gemacht — der Herzog Rudolf hat vor mir den Hut abgezogen die Frau Kaiserin hat zuerst gegrüßt. Die Herrschaften kennen mich. Ich sah zu meinem wahren Spaß die Prozession an Goethe vorbeifilieren. Er stand mit abgezogenem Hute tief gebückt an der Seite. Dann hab' ich ihm noch den Kopf gewaschen, ich gab kein Pardon und hab' ihm alle Sünden vorgeworfen.“ Wenn einmal ein Klinger der Zukunft das Bedürfnis fühlt, Goethe und Beethoven zusammen auf ein Postament zu stellen, dann gäbe das ein hübsches Relief: Goethe, den Hut in der Hand beiseite stehend, während Erzherzog Rudolf, aus dem kaiserlichen Kreise herausstrabend, vor Beethoven den Hut vom Kopfe zieht.

Babel und Bibel.

Berlin. Reichstag, preußisches Herrenhaus und preußisches Abgeordnetenhaus zugleich tagend, das ist immerhin, sollte man meinen, etwas, was die öffentliche Aufmerksamkeit zu fesseln vermöchte. Aber für Berlin liegt das Ereignis dieser Woche auf ganz anderem Gebiete. Der zweite Vortrag des Prof. Delitzsch über „Babel und Bibel“ (der erste wurde vor Jahresfrist gehalten) beschäftigt die

Geister in einem Maße, das durch die Sache an sich kaum erklärlich wäre. Nicht einmal bisher dem größeren Publikum gänzlich Unbekanntes war es, was der Gelehrte vortrug. In den Zeitungen ist über die Ergebnisse der babylonischen Ausgrabungen fortlaufend berichtet worden, und auch an den Parallelen mit der Bibel hat es dabei nicht gefehlt. Prof. Delitzsch war lediglich in der Lage, seine im vorigen Jahr gemachten Aufstellungen durch weiteres Material zu bestätigen. Gewiß, jene Ausgrabungen haben manche Ueberraschung gebracht; aber wenn man sich gewöhnt hat, die Entwicklung des Menschengeschlechts wissenschaftlich zu betrachten, so kann man sich durch die Entdeckung, daß der religiöse und moralisch-rechtliche Vorstellungskreis des mosaischen Judentums sich vielfach als der babylonisch-assyrischen Kultur entlehnt erweist, kaum sonderlich erschüttert fühlen. Der „voraussetzungslose“ Beurteiler wird den Verlust an Nimbus, den die mosaischen Bücher und schließlich das ganze Alte Testament dadurch erleiden, als eine unabwiesbare Folge der fortschreitenden wissenschaftlichen Erkenntnis mit derselben Gelassenheit hinnehmen wie so vieles Andere.

Der sachliche Inhalt der Vorträge des Prof. Delitzsch war also schwerlich geeignet, die gebildete Welt in eine ungewöhnliche Aufregung zu stürzen. Ihre eigenartige Bedeutung gewannen sie durch das ausgesprochene Interesse, das der Kaiser an ihnen genommen hat. Offenbar hat sich der Gelehrte durch diesen Umstand bestimmen lassen, die Konsequenzen seiner wissenschaftlichen Erkenntnis in Bezug auf die Vorstellung von der göttlichen Offenbarung im Alten Testament schärfer, man möchte sagen, leidenschaftlicher zu ziehen, als er es im rein wissenschaftlichen Rahmen getan hätte. Um so mehr erregt es Aufsehen, daß ein Mann der Wissenschaft auf theologischem Gebiet mit so kühnem Freimuth vor dem Kaiser reden darf. Alle Welt weiß, daß Wilhelm II. eine durchaus moderne Natur ist. Sein oft bekundeter Respekt vor den exakten Wissenschaften, namentlich in ihrer Anwendung auf die Technik, ist ein Ausfluß davon. Auf religiösem Gebiet aber hielt man bis in die letzten Jahre dafür, daß er ganz in der orthodoxen kirchlichen Dogmatik befangen sei. Da kam in neuerer Zeit ein wiederholter Verkehr des Kaisers mit Prof. Harnack, es folgte der Besuch des ersten Delitzsch'schen Vortrages über „Babel und Bibel“ und vor wenigen Monaten sprach der Monarch in Görlitz das Wort von der freien Entwicklung des geistigen Lebens und von der Weiterbildung der Religion. Die Orthodoxie ist auf das Eifrigste bestrebt gewesen, diese Görlitzer Rede teils zu vertuschen, teils umzudeuten. Jetzt macht ihnen der geradezu demonstrative kaiserliche Besuch des neuen Delitzsch'schen Vortrages einen argen Strich durch die Rechnung. Insbesondere die Art und Weise, wie der Vortragende am Schluß das Wort von der Weiterbildung der Religion in seine Rede ver-

flocht, macht den Eindruck, daß die moderne Theologie des kaiserlichen Wohlwollens sicher zu sein glaubt. Die Aufregung darüber in den orthodoxen Kreisen ist weit größer, als sie z. B. in der Presse in die Erscheinung tritt. Der unbefangene Beobachter indes wird das Ganze mit kühlem Blute betrachten. Man wird schwerlich annehmen dürfen, daß sich Wilhelm II. zum Reformator berufen glaube, daß er selbst die Weiterbildung der Religion in die Hand nehmen wolle. Der einzig richtige Schluß dürfte der sein, daß er in friderizianischem Geiste — auf diesen hat er sich ja in Görlich ausdrücklich berufen — allen auf gewissenhafter Ueberzeugung beruhenden religiösen Richtungen und insbesondere der ehrlichen wissenschaftlichen Arbeit freie Bahn gesichert wissen will. Wie fern dem Kaiser eine einseitige Parteinahme in religiösen Dingen liegt, hat er wahrlich durch sein Verhalten gegenüber der katholischen Kirche oft genug bewiesen. Erwartet aber hat von ihm eine einseitige Parteinahme: die Orthodoxie. Und diese wird — darüber darf man sich nicht täuschen — sich durch die oben berührten Vorgänge nicht nur nicht entmutigt, sondern zum Kampfe herausgefordert fühlen. Weiß sie doch, daß sie dabei an dem heute in Deutschland so mächtigen Ultramontanismus einen starken Rückhalt haben wird. Für die Freunde der geistigen Freiheit erwächst daraus die Pflicht, sich um so fester zusammenzuscharen und überall das Bewußtsein zu wecken, daß es in unserer Zeit noch Höheres zu wahren gibt, als die materiellen Interessen.

Angelegenheit Thiel.

Wie schon im letzten Dezemberheft der Hochwart der Fehltritt des P. J. Thiel in Elberfeld gezeigelt wurde, der eine originale wissenschaftliche Entdeckung von mir mitgeteilt erhielt und diese dann in einer Broschüre über Augen diagnose für sich ausnuzte, ohne auch nur mit einer Silbe meine Urheberchaft zu erwähnen, ja, ohne überhaupt vorher mich zu befragen, ob er meine Entdeckung des Zusammenhangs der Iris mit den inneren Körperorganen überhaupt veröffentlichen darf, so liegen jetzt zwei amtlich beglaubigte Berichte von Zeugen vor, welche 1. dartun, daß P. J. Thiel im Juli des Jahres 1899 in einer 4 bis 5stündigen Unterredung in Thiels Wohnung sich über meine Entdeckungen über Augenausdruckskunde, die ihm völlig neu waren, unterrichten ließ und am Schluß dafür seine besondere Anerkennung aussprach. 2. Der zweite Bericht bekundet, daß Thiel das Werk, C. Huter, die neueste Heilwissenschaft, das im Jahre 1888 erschien, 1899 mit großem Interesse gelesen hat und selber bezeugte, daß das Werk viele originale Entdeckungen enthalte und daß er sich sehr für diese meine Forschungen interessiere usw. In den Mitteilungen der Hochwart für April d. J. werden diese amtlich

beglaubigten Zeugenaussagen veröffentlicht. Der Fehler Thiels war, daß er ohne mich zu befragen meine Entdeckung veröffentlichte, der zweite Fehler war, daß er diese meine Entdeckung als die seinige ausgab, der dritte war, daß er mich als seinen Lehrer in den in Frage stehenden Punkten nicht einmal in seiner Broschüre erwähnt hat, obwohl er längst wußte, daß ich weit mehr als Dr. Peczely Viljequist und Reichenbach auf diesem Gebiete erforscht habe. Ich freute mich, daß Thiel diese tüchtigen Praktiker lobend erwähnte und war überrascht, wie er mich mit Absicht totgeschwiegen, wo doch Thiel die Hauptsache, das Größte und Bedeutungsvollste über die Augen diagnose erst von mir erfahren hat. Als dann Thiel von anderer Seite auf dieses sein eigentümliches Vorgehen aufmerksam gemacht wurde, hat er bestritten, mein Werk gelesen zu haben und überhaupt niemals unterrichtende Unterweisungen von mir erhalten zu haben. Hiergegen bäumte sich mein Rechtsgefühl auf und daher jene Briefkastennotiz.

In den April-Mitteilungen der Hochwart soll Thiel zur Sprache kommen, soweit er sachlich bleibt. Mir ist es unbegreiflich, daß Th. eine derartige Berichtigung sandte, seine Lage ändert das nicht; was mir sehr leid tut, denn ich habe Thiel gegenüber Geduld genug geübt, daß er sich entschuldigen und gut machen konnte. Es hängt von Thiels weiterem Verhalten ab, ob ich die Sache gerichtlich oder durch eine wissenschaftliche Kommission zur Klärung bringen lasse.

Für April auch Fräulein Mügge ein Plätzchen zum Reden in der Hochwart. Ich möchte Fräulein M. für heute nur mitteilen, daß es auch für sie in jedem Falle besser ist, offene Aussprache zu führen. Das halte ich für richtiger, als hinter dem Rücken im Trüben zu fischen. Carl Huter.

Bücherchau.

Grundformen der Mimik des Antlitzes.

Ein beachtenswertes Werk über Physiognomik ist im Verlage von Schroll u. Co. in Wien erschienen.

Dasselbe ist verfaßt von Herrn Dr. Heller, Dozent für Anatomie an der K. K. Kunstgewerbeschule in Wien und besonders für bildende Künstler berechnet. Es kann daher diesen Kreisen ganz besonders empfohlen werden. Mit der Huter'schen Psycho-Physiognomik deckt sich dieses Werk nicht, es hat aber damit manche wertvolle Berührungspunkte und begrüßen wir daher jedes ernstliche Bestreben auf diesem Gebiete, welches den Sinn für die psychologische Bedeutung der Körperformen im Volke und in Fachkreisen zu verbreiten, sich bemüht.

Das Werk ist in guter Schrift gedruckt und mit vielen Illustrationen ausgestattet.

Der Preis beträgt 12 Mark.

Henny H.